

mehr oder weniger subtil vorgetragenen Fideismen von rechts *und* links jedenfalls können sich auf das derzeitige Lehramt nicht berufen. Ein Zweites: Die Botschaft der Enzyklika *ad extra* – also an die Philosophie – halte ich in erheblichen Teilen für bemerkenswert, auch und gerade, was (nach bisherigem katholischen Maßstab) die moderne Philosophie und speziell den Autonomiegedanken betrifft (vgl. Nr. 105). Inwieweit Philosophen und Philosophinnen die Einladung zum Dialog annehmen werden, bleibt abzuwarten. Interessante Indizien aus letzter Zeit, so etwas wie eine Rückkehr der Gottesfrage in die Philosophie betreffend, könnten Indiz dafür sein, daß es für Wortmeldungen wie die Enzyklika *de facto* mehr öffentliche Sensibilität gibt als der durchschnittliche Betrieb an den philosophischen (und theologischen!) Fakultäten verrät.

Zum dritten schließlich: In ihrem redlichen Bemühen, die Schätze der Tradition zu wahren und zugleich eine Brücke zur Philosophie der Moderne und der Gegenwart zu schlagen, bleiben Defizite und Spannungen. Die Philosophie des 20. Jahrhunderts kommt mit Ausnahme der genannten Namen nicht vor, jedenfalls keiner ihrer ganz großen Namen; das wirkliche – so ungeheuer theologierelevante – Profil der Philosophie seit und nach Kant bleibt unbedacht. Das Verhältnis von Christentum und Moderne harret nach wie vor seiner adäquaten Beschreibung. Ob dieses jemals auch eine zureichende lehramtliche Komponente implizieren wird, wage ich nicht zu prognostizieren. Die jüngste Philosophie-Enzyklika böte dafür allerdings einen ermutigenden Anfang.

Unbeschadet dieser Schwäche bleibt eine in ihrem Wert durch nichts aufzuwiegende Leistung der Enzyklika: Etwa zeitgleich zu „*Fides et ratio*“ erschien (nur kurze Zeit nach dem amerikanischen Original) die deutsche Übersetzung des voluminösen Werkes „*Die Einheit des Wissens*“ aus der Feder des prominenten Soziobiologen *Edward O. Wilson*. Ernstzunehmende Rezensenten wiesen umgehend darauf hin, daß in dem Werk eine aus biologischen Ressourcen gespeiste Metaphysik unbedingten Anspruchs geboten werde. Einer von ihnen schrieb: „Daß dieser Absolutismus die Unfehlbarkeitserklärung der Gegenseite nach sich zieht, ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Auf die Enzyklika des Wissens antwortet die Kurie mit der Enzyklika des Glaubens.“ (Die Zeit, 29.10.98).

Mit Blick auf „*Fides et ratio*“ kann man auf diese Prognose nur antworten: „Voll daneben!“. Denn wenn etwas das päpstliche Schreiben auszeichnet, dann eben genau kein solcher Reflex, sondern eine hochreflektierte Verhältnisbestimmung von Glaube und Vernunft, die letzterer nichts schuldig zu bleiben und ersteren nicht zu verkürzen sucht. So weit müssen Stimmen wie die eines Wilson (und anderer) erst einmal kommen. Wenn man später die Geschichte dieses Pontifikats schreiben wird, dürfte „*Fides et ratio*“ eines der maßgeblichen Gegengewichte zu seinem Erbe an Problemen sein. P. S.: Die „*Süddeutsche Zeitung*“ empfahl in ihrer Rubrik „*Sachbücher des Monats*“ Anfang November 1998 als „das besondere Buch des Monats: Johannes Paul II.: Enzyklika *Fides et ratio*. Vatikan 1998“.

Klaus Müller

„Schmerzliche Aufarbeitung der Inquisition“

Ein Gespräch mit dem Kirchenhistoriker Victor Conzemius

Im Herbst 1998 war die Inquisition Gegenstand einer vatikanischen Studientagung. Der in der Schweiz lebende luxemburgische Kirchenhistoriker Victor Conzemius nahm als einziger deutschsprachiger Wissenschaftler teil. Wir sprachen mit ihm über die Aufgaben des Kirchengeschichtlers und den angemessenen Umgang mit der Schuld der Kirche. Die Fragen stellte Stefan Orth.

HK: Herr Professor Conzemius, Ende Oktober fand im Vatikan ein internationales Symposium über die Inquisition statt. Was war der Anlaß der Tagung, an der mehr als 50 Wissenschaftler, überwiegend Historiker, unter Ausschluß der Öffentlichkeit teilgenommen haben?

Conzemius: Die römische Tagung bleibt unverständlich, wenn man sie nicht in einen größeren Zusammenhang stellt:

die Orientierung auf das Jubeljahr 2000. Darüber hinaus hat der Anlaß seine Vorgeschichte im Pontifikat Johannes Pauls II. und in der persönlichen Biographie des Papstes. Johannes Paul II. hat aufgrund seines für einen Philosophen ausgeprägten Geschichtsbewußtseins und seiner polnischen Herkunft eine relativ große Unbefangenheit im Umgang mit der Schuld und dem Versagen von Kirche und Christen. Er hat ein sehr persönliches Interesse an der Aufarbeitung der

heißen Eisen der Kirchengeschichte. Der Vatikanist Luigi Accattoli hat 1997 ein Buch herausgebracht: „Quando il Papa chiede perdono“. Dort listet er 25 Bitten um Vergebung des Papstes für Vorkommnisse der Kirchengeschichte auf: die Kreuzzüge, den Prozeß gegen Jan Hus, den Galilei-Prozeß, die Bartholomäusnacht – und natürlich auch die Inquisition. Hier wird ersichtlich, wie sehr die Problematik kirchlicher Schuld und Mitverantwortung den Papst gepackt hat.

„Das Symposium war ein historisches Ereignis“

HK: *Wie ist das römische Symposium abgelaufen, für das die Historisch-Theologische Kommission für das Heilige Jahr unter Leitung von Georges Cottier, dem „Theologen des päpstlichen Hauses“, verantwortlich zeichnete? Was war Ziel der Studientagung?*

Conzemius: Die Tagung hat auf hohem Niveau Forscher der Inquisition zusammengeführt. Der internationale Teilnehmerkreis war nicht auf Katholiken, schon gar nicht auf linientreue Katholiken beschränkt; auch ehemalige Katholiken, Juden, Lutheraner und Reformierte nahmen daran teil. Konkret stand dahinter: Der Papst wünschte Aufklärung von Historikern über den derzeitigen Stand der Forschung zur Inquisition. Bei der Inquisition könne man sich nicht auf die allgemeinen populären Vorstellungen verlassen, die in der Öffentlichkeit zirkulieren. Deshalb wünschte er sich sachliche Informationen, um die Verantwortung von Kirche und Christenheit genauer umschreiben und eine Bitte um Vergebung formulieren zu können. In der Tat haben die Historiker nicht mit Informationen geizt und das ganze Spektrum der mittelalterlichen und neuzeitlichen Inquisition in ihren komplexen Zusammenhängen und in der notwendigen Differenzierung aufgezeigt.

HK: *In der Berichterstattung über das Symposium war davon die Rede, daß das Zusammentreffen der Inquisitionsforscher in Rom ein historisches Ereignis gewesen sei. Teilen Sie diese Einschätzung?*

Conzemius: Man kann tatsächlich von einem historischen Ereignis sprechen. Vor 50 Jahren wäre es undenkbar gewesen, daß sich im Vatikan auf Wunsch des Papstes so viele allgemein anerkannte Wissenschaftler zusammenfinden, um sich ohne vordergründiges Moralisieren mit der – seit der Gegenreformation und verschärft seit der Aufklärung beschuldigten – Inquisition zu befassen und die Frage zu stellen, wie es zu dieser Perversion des christlichen Auftrags kommen konnte. Im kollektiven Gedächtnis nicht nur der Geschichtsforschung ist die Inquisition als schaurigste Verirrung der Christentumsgeschichte in Erinnerung geblieben. Das hängt mit dem Eifer zusammen, mit dem sie – zum Beispiel im sechzehnten Jahrhundert in Spanien und den spanischen Niederlanden – betrieben wurde. Die Ketzerverbrennungen, die spanischen Autodafés, die in ihrer Endphase als rituali-

sierte Beschwörung spanischer Identität inszeniert wurden, riefen Reflexe der Abscheu und des Entsetzens hervor. Gerne wurde die Kirche global für die Entstehung und die Verbreitung der Inquisition haftbar gemacht. Besonders die Aufklärung machte aus der Inquisition ein Instrument antikirchlicher Propaganda. In den Sujets der Historienmalerei und in der literarischen Gestalt des Großinquisitors Dostojewskij wird die Inquisition zu einem nicht zu überbietenden Paradebeispiel religiöser Intoleranz und Grausamkeit stilisiert. Die Nachwirkung dauert bis in die jüngste Zeit hinein: Kein französischer Antiklerikaler, kein Nazi, kein Kommunist ließ sich die Gelegenheit entgehen, anklagend auf die Inquisition zu verweisen, um von den eigenen zum Teil viel unheimlicheren Schandtaten abzulenken. Ein offener und freimütiger Austausch über diese Epoche der Kirchengeschichte in den Räumlichkeiten des Vatikans ist vor diesem Hintergrund schon bemerkenswert.

HK: *Auch die Öffnung der Archive der römischen Inquisition vor einem Jahr ist in Zusammenarbeit mit einer liberalen, früher laizistischen Institution zustande gekommen: der Accademia Nazionale dei Lincei. Heißt dies, daß es heute keine Unterschiede mehr zwischen Profanhistorikern und Kirchengeschichtlern gibt?*

Conzemius: Längst geben die Kirchenhistoriker nicht mehr den Ton in der Erforschung der Kirchengeschichte an. Sie haben lange Zeit etwa so reagiert: Die Inquisition war ein gravierender und peinlicher Betriebsunfall in der Geschichte des Christentums. Falls man auf sie einging und sie nicht global als Schutzmaßnahme verteidigte, wurde argumentiert, sie sei aus ihrer Zeit heraus zu verstehen. Das ist natürlich richtig. Aber diese Argumentation verdeckt das Problem und kann leicht als eine globale Entschuldigung mißverstanden werden. Ihrerseits haben auch Profanhistoriker unter Voraussetzungen gearbeitet, die für eine sachliche Erforschung der Inquisition nicht förderlich waren. Auch bei ihnen gab es Vorurteile. Einige Forscher, wie zum Beispiel im neunzehnten Jahrhundert der Amerikaner Henry Charles Lea, der mit seiner großen dreibändigen Geschichte der Inquisition das aus den Quellen geschöpfte klassische Werk zu diesem Thema geschrieben hat, hatten eine sehr negative Auffassung vom Mittelalter. Für Lea waren die Kirche und ihre Theologen gewissermaßen ex professo auf die Intoleranz festgelegt. Diese Sicht, die das Mittelalter am Wertekanon des neunzehnten Jahrhunderts maß, hat sich grundlegend geändert. So vorurteilvoll wird das Mittelalter heute auch bei Profanhistorikern nicht mehr gesehen.

HK: *Was waren denn die wichtigsten Ergebnisse der dreitägigen Beratungen im Vatikan? Gab es neue Akzente bei der Einschätzung der Inquisition durch die Fachleute?*

Conzemius: In den Vorträgen spiegelte sich wider, daß das starre Bild der Inquisition als einer monolithisch-einheitli-

chen Organisation, die zentral von Rom gesteuert wurde, keinen Bestand hat. Die Inquisition war plural in ihrem ganzen Funktionieren: Es gab eine kaiserliche, eine päpstliche, eine spanisch-portugiesische Inquisition, eine venetianische und seit 1542 eine römische Inquisition. So gewann man einen Einblick in die regionalen Verschiedenheiten und in die Konkurrenz mit den anderen Gerichten – staatliche, bischöfliche oder Stadtgerichte. In der portugiesischen Kolonie Goa beispielsweise ging es unter der Maske religiösen Denunziantentums vielfach vor allem um Rivalitäten von Familien. Die populäre Auffassung, daß die Inquisition nur Todesurteile aussprach, ist nicht begründet. Die Inquisitionstribunale haben auch Freisprüche ausgesprochen.

HK: Manche Historiker sehen heute innerhalb der Inquisitionsprozesse teilweise sogar mehr Rechtssicherheit gewahrt als in Prozessen vor den damaligen zivilen Gerichten. Warum wird die Erforschung der Inquisition und die Diskussion über die Ergebnisse heute mit weniger Emotionen geführt als früher?

Conzemius: Daß die Diskussion heute nicht mehr in den Perspektiven einer globalen Verteidigung oder einer globalen

Verächtlichmachung der Inquisition geführt wird, hat mit den geschichtlichen Erfahrungen des zu Ende gehenden Jahrhunderts zu tun. In unserem Jahrhundert, das sich gerne als Kulminationspunkt des menschlichen Fortschritts wähnt, sind ganz andere, im neunzehnten Jahrhundert unvorstellbare Perversionen der Menschheitsgeschichte zum Ausbruch gekommen: die Genozide, die Shoa, die Vertreibungen nach 1945 bis hin zum ethnischen Krieg in Restjugoslawien. Das Horrorbild, das man von der Inquisition besaß und fürsorglich pflegte, ist in unserer Zeit überboten worden. Somit hat sich der allgemeine Rahmen

Victor Conzemius war von 1970 bis 1980 Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät Luzern und ist seitdem freier Publizist. Schwerpunkte seiner Forschung sind der liberale Katholizismus und die Kirchen zur Zeit der modernen Totalitarismen. Er ist Herausgeber der Briefwechsel Ignaz von Döllingers (4 Bände) und derjenigen des Luzerner Staatsmannes Philipp Anton von Segesser (bisher 6 Bände).

verändert. Aber auch die Mediävistik, die Erforschung des Mittelalters, ist in eine neue Phase eingetreten. Sie arbeitet nicht mehr unter den geistesgeschichtlichen Voraussetzungen des neunzehnten Jahrhunderts. Seinerzeit gab es entweder eine romantische Mittelalterverklärung oder auf der anderen Seite eine antikirchlich aufgeladene Ablehnung des Mittelalters. Inzwischen hat aber längst eine akribische Quellenforschung eingesetzt; und aufgrund einer genaueren Erforschung der mittelalterlichen Philosophie, der politischen Strukturen, der Rechtsverhältnisse usw. ist man unter Einbeziehung der mentalitätsgeschichtlichen Forschung zu einem differenzierteren Bild der Inquisition und ihrer Voraussetzungen gekommen.

HK: Wie steht es denn um die Quellenlage? Inwieweit kann man sich aufgrund der Quellen, die heute noch zur Verfügung stehen, überhaupt ein realistisches Bild von den damaligen Ereignissen machen?

Conzemius: Die Quellenlage ist relativ gut, weil es vielfach um Einzelprozesse geht, die aufgezeichnet wurden. Zudem sind die Lehrbücher der Inquisitoren ediert worden, so daß man den Denkvorstellungen der damaligen Richter – aber auch denen der Angeklagten – nähergekommen ist. Wenn auch vieles verlorengegangen ist, so steht doch Material zur Verfügung. Gesicherte Untersuchungen über die Verschärfung der Verfahren, die Methoden und Fragekataloge der Inquisitoren in ihrer Verschiedenheit sind möglich. Die vom Luxemburger Bibliographen Emil van der Vekené veröffentlichte internationale Bibliographie zur Inquisition umfaßt in drei Bänden etwa 7000 Titel. Insofern hat die Forschung große Fortschritte gemacht.

HK: Warum sind nicht mehr Theologen an der Rekonstruktion der damaligen Ereignisse beteiligt, obwohl es sich doch um ein originäres Thema der Kirchengeschichte handelt?

Conzemius: Die Theologen müßten etwas herauskommen aus einer verständlichen Befangenheit gegenüber dem Thema und sich nicht scheuen, die Perspektive der Opfer mit einzubeziehen. Sie sind ja nicht als Kollektiv für das verantwortlich, was geschehen ist. Das Problem ist, daß wir heute von ganz anderen Voraussetzungen her arbeiten, die es zum Teil erleichtern, zum Teil aber auch erschweren, sich mit der Inquisition sachgemäß zu beschäftigen. Damals ging es um die Wahrung der Geschlossenheit des Glaubens gegenüber Abweichlern in Glaubensfragen. Der heutige Mensch hat eine große Schwierigkeit, diese Gewichtung nachzufühlen. Wir haben heute die Religionsfreiheit, den Meinungspluralismus und die religiöse Toleranz. Völlig verständnislos stehen wir der Tatsache gegenüber, daß das Mittelalter den Abweichungen in Glaubensfragen einen so hohen Stellenwert einräumte und daraus eine Sache auf Leben und Tod machte. Die Bedrohung durch das Abwechlertum hat für die Meinungsträger der mittelalterlichen Gesellschaft den Zusammenhalt dieser Gesellschaft in einem Ausmaß in Frage gestellt, wie wir es uns heute nicht mehr vorstellen können.

HK: Es gibt aber nicht nur diese positive Funktion der Inquisition, sondern auch die Schuld, die die Kirche mit der Praxis der Inquisitionsgerichte auf sich geladen hat. Darf man das Erschrecken über die Schuld ausblenden, wenn man die Geschichte der Inquisition erforschen will?

Conzemius: Der Historiker muß in einem gewissen Sinne abgebrüht sein, um Phänome wie das der Inquisition studieren zu können, ähnlich wie diejenigen, die sich auf wissenschaftlicher Ebene mit Auschwitz und den Vernichtungslagern be-

schäftigen. Auch sie müssen das Zustandekommen und Funktionieren dieser Einrichtungen erforschen. Grundsätzlich ist der Umgang mit moralischen Urteilen in der Geschichtsforschung schwierig. Lord Acton, der im vergangenen Jahrhundert moderne Geschichte in Cambridge lehrte, war ein Fanatiker des moralischen Urteils, insbesondere auf dem Gebiet der Kirche. Kirchliche Amtsträger, aber auch Theologen beider Konfessionen, die – aus einer Haltung konfessionalistischer Kirchenräson heraus – die Anwendung von Gewalt gegenüber Abweichlern verteidigten, kamen bei ihm schlecht weg. Acton, ein der Kirche verbundener katholischer Christ, litt sehr unter dieser kurzschlüssigen Apologetik, die in so eklatantem Widerspruch zum Gesetz Christi stand. In seinem Widerspruch überzog er allerdings das für einen Geschichtswissenschaftler zulässige Maß und verwechselte die Rolle des Historikers mit derjenigen des Staatsanwaltes.

„Keine vorschnellen Schuldzuweisungen“

HK: *Es ist sicher nicht unproblematisch, mit moralischen Kategorien an die Geschichtsschreibung zu gehen. Kann man aber jede moralische Bewertung bei der historischen Beschreibung einer Epoche außen vor lassen?*

Conzemius: Nein, das gerade nicht. Aber die Voraussetzungen für eine moralische Bewertung werden erst geschaffen, je präziser die Analyse der Vorgänge ausfällt, die zu moralisch verwerflichen Haltungen geführt haben. Entrüstungsbekundungen sind schädlich, weil sie ohne ausreichende Analyse sich auf die Identifikation von Sündenböcken kaprizieren. Weder Theologen noch Historiker sind dagegen gefeit. Theologen, die sich mit dem Bösen in der Welt befassen, reden gerne von Schuld. Auf sie gehen die detailfreudigen Beichtspiegel und Sündenkatologe zurück. Aufgeklärte Historiker hingegen neigten dazu, Theologie und Kirche insbesondere im Mittelalter als schuldige Menschheitsverderber herauszustellen. Von der hohen Warte eines naiven, sich selber nicht mehr in Frage stellenden Fortschrittsglaubens gesehen, lag die Schuld der Kirche offensichtlich da. Die gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts mit voller Wucht ausgebrochene Diskussion über die Untaten und Verbrechen von Nationalsozialismus und Kommunismus ist unbedingt zu begrüßen. Doch die Manipulation von Schuldgefühlen und die Jagd auf vordergründig Schuldige fördern die Erklärung von Verantwortlichkeit nicht. Wie heikel diese Probleme um das moralische Urteil in der Geschichte sind, zeigen der – inzwischen völlig überholte – Historikerstreit und die Diskussionen um Martin Walsers Rede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels.

HK: *In seiner Ansprache vor den Teilnehmern der römischen Studientagung hat der Papst davon gesprochen, daß sich Einzelpersonen wie Gesellschaften ihrer selbst nur dann bewußt wer-*

den können, wenn sie ihre Vergangenheit verarbeitet haben. Welche Aufgabe hat der Historiker bei der gesellschaftlich notwendigen Erinnerungsarbeit, wie sie im Zusammenhang mit der Shoa – aber auch darüber hinaus – gefordert wird?

Conzemius: Seit über zwei Jahrzehnten hat das Gedächtnis der Opfer in der neuzeitlichen Geschichte eine dominierende Stellung eingenommen. Es besteht der Bedarf, um der Erinnerung willen – und das Christentum ist in besonderer Weise eine Erinnerungsreligion – Forschung zu betreiben. Was der Historiker jedoch nicht zulassen kann, ist eine Instrumentalisierung der Fakten zu Entlarvungs- oder Belastungsstrategien. Wie schwierig es ist, die Untersuchung und Forschung an diesen Klippen vorbeizuführen, zeigt die Diskussion über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Dem Historiker fällt die Aufgabe zu, gegenüber einem verklärenden Unschuldsmythos im Lichte neuer Quellen und im Kontext einer globalen Infragestellung schweizerischer Identität, die Verstrickungen mit dem Unrecht zu durchleuchten. Dabei geraten sie in die Gefahr, die eigene Rolle zu überschätzen und Kriterien, die aus den heute einsichtigen Fehlern und Kompromissen vorhergehender Generationen gewonnen wurden, je erst ermöglicht wurden, in die Situation der Schweiz von 1933 bis 1945 hineinzuprojizieren. Leicht wird der Moralist zum Moralisierer. Warum es zur Symbiose von Kirche und Staat gekommen ist, und die Kirche die Legitimation für die Interessen von Staat und Gesellschaft lieferte, auch wenn dadurch die eigene Botschaft korrumpiert wurde und Schaden erlitt, muß erforscht und geklärt werden. In jedem Fall sollten keine vorschnellen Schuldzuweisungen getroffen werden.

HK: *Es besteht aber doch Einigkeit darin, daß es im Falle der Inquisition so etwas wie Schuld gegeben hat. Muß man nicht doch von einer Schuld der Kirche in der Epoche der Inquisitionen sprechen?*

Conzemius: Nicht nur die Unzulänglichkeit der Menschen sondern auch diejenige der Institution als solcher, die das Bild des gewaltlosen Jesus Christus nicht mehr vermitteln konnte, steht hier zur Diskussion. Sie ging so sehr in der Welt auf, daß sie auch Mittel zuließ, die die Botschaft der Gewaltlosigkeit verstellten. Das war den Inquisitoren im dreizehnten, vierzehnten Jahrhundert und später nicht bewußt. Auf die Frage warum, wo Jesus selbst der Verurteilte eines inquisitorischen Prozesses gewesen ist, weiß ich allerdings keine Antwort. Das Evangelium bleibt die magna charta, an der das Christentum zu messen ist und an der es sich selber regenerieren kann. Freilich ist das Heil Gottes in der Geschichte nicht ohne weiteres mit Händen zu greifen: In theologischer Perspektive ist die Christentumsgeschichte weitgehend eine Geschichte, in der der Mensch und auch die kirchlichen Institutionen sich meistens nicht auf der Höhe des Angebotes Jesu Christi bewegt haben. Noch schlimmer als die Institutionen waren die Auswucherungen des Antisemitismus und die

Handlangerdienste der christlichen Kirchen bei der Legitimierung des verheerenden Nationalismus.

HK: *Also nicht nur Schuld von Christen und einzelnen in verantwortlicher Position in der Kirche, sondern auch Schuld der Kirche als Institution?*

Conzemius: Unbedingt. Man darf nicht allgemein zwischen den sündigen Menschen und der makellosen Kirche unterscheiden und die Institution ungeschoren davonkommen lassen. Das Problem besteht darin, daß die Kirche in der Sprache der Theologen mit rein positiven Attributen dargestellt wird: als makellose Braut Christi, die vom heiligen Geist geführt wird – das Attribut der Unfehlbarkeit wird Papst und Kirche zugesprochen und in die Vergangenheit zurückprojiziert. Ein Bekenntnis der Schuld müßte unbedingt auch die Kirche als Institution umfassen, weil auch sie versagen kann und tatsächlich versagt hat. Schuld und Sünde und eine von keinem menschlichen Versagen auszurottende Heilsfähigkeit zur Heilsvermittlung stehen in der Kirche in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Man muß davon wegkommen, daß es nur einzelne in der Kirche gewesen sind, die Schuld auf sich geladen haben, die Kirche als heilige aber ohne Schuld geblieben ist. Das ist auch zu wenig herausgekommen im vatikanischen Dokument über die Shoa mit seiner puristisch-scholastischen Sprache, das zu sehr auf die Kirche als Heilsanstalt fixiert war.

„Die Dialektik von Gut und Böse darf nicht aufgelöst werden“

HK: *Wie kann die Kirchengeschichte auf die Problematik reagieren, daß es einerseits eine überzeitliche Bedeutung der Botschaft Jesu Christi gibt, an der ich das Christentum messen kann und messen muß, und andererseits die Herausforderung, in einem ersten Schritt die Perspektive der geschichtlichen Subjekte in jener Zeit einzunehmen?*

Conzemius: Das ist eine schwierige Frage, die nur in Annäherungen beantwortet werden kann. Die Dialektik von Gut und Böse in der Kirchengeschichte darf nicht aufgelöst werden. Weder ist die Kirchengeschichte auf eine Erfolgs- noch auf eine Kriminalgeschichte zu reduzieren. Eine herkömmliche Kirchengeschichtsschreibung hat dem Mangel der Quellen mit theologischer Phantasie nachgeholfen. Das ist allerdings kein Freibrief für eine Kriminalgeschichtsschreibung. Wir stehen auf dem Erkenntniszugewinn, den wir den Irrtümern vergangener Zeiten verdanken. Entrüstungsstrategien spätere Historiker sind deshalb keine angemessenen Kriterien historischer Urteilsfindung, auch wenn eine gehobene Geschichtsschreibung viel mit der Ungleichzeitigkeit von Maßstäben und Empfindungen jongliert. Positiv läßt sich nur sagen, daß eine große Nüchternheit im Umgang mit den

Quellen, eine gewisse Askese vonnöten ist. Schließlich weiß der Christ auch, daß jeder Periode der Kirchengeschichte ein neuer Anfang geschenkt wird. Das Aufgreifen des Kuriosen, des Widersprüchlichen, des Chaotischen und des Unheimlichen kann nicht das Ziel geschichtlicher Retrospektive sein.

HK: *Offiziell ist die Inquisition lange schon aufgelöst, auch das Heilige Offizium als die Nachfolgeinstitution besteht seit 1965 nicht mehr. Kritiker werfen der Kirche jedoch vor, es gebe auch heute noch in ihr inquisitorische Strukturen. Zu Unrecht?*

Conzemius: Es gibt sie auf alle Fälle in der Gesellschaft – und somit auch in der Kirche, die meist mehr den Gesetzen dieser Gesellschaft unterworfen ist, als Theologen das wahr haben wollen. Wir haben ja gesehen, wie der amerikanische Sonderermittler Starr gegenüber Präsident Clinton einen inquisitorischen Prozeß aufziehen konnte, der die klassischen Inquisitionstribunale an Perfektionismus übertrifft. Was die Kirche anlangt: Die Prozeßführung der Glaubenskongregation scheint mir korrekturbedürftig zu sein. Doch berechtigt dies jene, die mit der Glaubenskongregation Schwierigkeiten haben, nicht, sich nun in die Linie der Opfer der Inquisition zu stellen und sich als neuer Fall Galilei aufzuspielen. Die Forschung hat längst klargestellt, daß die römische Inquisition von allen Inquisitionen mit Abstand die mildeste war. Die Feuer der Inquisition sind längst erloschen und es ist eine Beleidigung der echten Opfer der Inquisition, die Blitze und Feuer der alarmierten Medien mit brennenden Scheiterhaufen zu verwechseln.

HK: *Der Papst hat angekündigt, daß die Erforschung der Inquisitionsgeschichte dazu dienen soll, im Jahr 2000 ein Schuldbekenntnis zu formulieren. Wie ist diese Absicht zu bewerten, das Versagen der Kirche öffentlich zu bereuen?*

Conzemius: Als Historiker habe ich große Schwierigkeiten mit Entschuldigungen, die heute so häufig abgespult werden. Es besteht die Gefahr, daß ein solches Schuldbekenntnis lediglich als Akt politischer Korrektheit aufgefaßt wird; wenn es auch absurd wäre, Rom vorzuwerfen, nur aus Publicitätsgründen ein solches Schuldbekenntnis abzulegen. Zu viele Schuldgeständnisse könnten als eine Art Anmaßung interpretiert werden. Mir erscheint eine Aufhebung des Lutherbanns bereits als ein unziemlicher Eingriff in das Faktische der Kirchengeschichte: Es besteht die Gefahr, die Geschichte ihres unaufhebbar tragischen Moments berauben und im nachhinein korrigieren zu wollen. Dieszügliche Geständnisse könnten auch alte Vorurteile gegen den Papst neu beleben: Ob sich dahinter nicht der klassische Machtanspruch des Papstes diesmal im Büssergewand verbirgt? Darf sich der Papst überhaupt als Sprecher der Christenheit für die Inquisition entschuldigen, wenn die Verantwortung der Kirche für die Geschehnisse gar nicht so klar ist?

HK: *Sie warnen also vor einem allzu eifrigen und generell stellvertretenden Mea culpa?*

Conzemius: Einige Theologen neigen heute dazu, die Quelle kirchlichen Mißgeschicks und von Fehlentwicklungen im Papsttum zu suchen. Trotz Vatikanum II. wird die Kirche vielfach bloß als Hierarchie gesehen und diskriminiert. In ihrer hierarchischen Spitze hat man vorschnell einen Schuldigen gefunden; alle anderen sind dann mehr oder weniger entlastet. Schuldbekennnisse können außerdem als ein Geständnis von Schuld angesehen werden. Als Johannes Paul II. Galilei rehabilitierte, haben schlichte Gemüter triumphiert, die katholische Kirche habe 350 Jahre gebraucht, um festzustellen, daß sich die Erde um die Sonne dreht. Solche Reaktionen sind unvermeidbar, man muß sie in Kauf nehmen. Diesen Kreisen geht es weniger um geduldige und schmerzliche Aufarbeitung als um Schlagworte und Inszenierungen; das Schuldbekennnis wird als Geständnis instrumentalisiert werden, wie das mit dem Schuldbekennnis Adrians VI. auf dem Reichstag zu Nürnberg 1522/23 passierte.

HK: *An wen sollen sich ein solcher Reueakt und die Bitte um Vergebung überhaupt richten, wenn doch die Betroffenen und ihre Angehörigen längst tot sind? Wem kann eine solche Bitte um Vergebung nützen?*

Conzemius: Einen unmittelbaren Nutzen gibt es natürlich nicht. Immerhin imponiert es, wenn die katholische Kirche

als eine fast zwei Jahrtausende alte Institution zu den weniger rühmlichen Aspekten ihrer historischen Kontinuität steht und nicht nur sich selber preist, sondern auch Fehlentwicklungen eingesteht, die ihre Glaubwürdigkeit belasten. Was das Lernen aus der Geschichte angeht, wäre ich zwar vorsichtig. Aber es ist positiv, wenn der Papst ein solches Geständnis macht und sich nicht zurückzieht auf den reinen theologischen Anspruch, der ja sonst reichlich erhoben wird.

HK: *Was erhofft sich der Papst von einem Reueakt der katholischen Kirche, der auch ein Bekenntnis der Schuld der Kirche an der Inquisition umfaßt?*

Conzemius: Sicherlich soll das Schuldbekennnis Eindruck auf die Zusammenarbeit von Christen untereinander machen und geschichtlichen Schutt wegräumen helfen, der dieser Zusammenarbeit entgegensteht. Die Kirche sollte keine Angst haben, eine solche Bitte um Vergebung auszusprechen. Sie weist damit auch zivilen Gesellschaften und Staaten, in denen das geschichtliche Gedächtnis den friedlichen Umgang miteinander blockiert, Wege der Aufarbeitung und der Versöhnung. Das kann Staaten und ethnische Gruppen dazu ermuntern, der bisherigen Verklärung eines egoistisch-nationalistischen Geschichtsbildes und der Bestreitung jeder geschichtlichen Schuld oder Mitschuld entgegenzuwirken. Eine sachliche Konfliktaufarbeitung ist die Voraussetzung für eine Heilung geschichtlicher Wunden.

Das Gemeinsame erkennen

Zu Eberhard Jüngels jüngster „theologischer Studie in ökumenischer Absicht“

Die Diskussion über die lutherisch-katholische Erklärung zur Rechtfertigungslehre hat in Theologie, Kirche und Öffentlichkeit hohe Wellen geschlagen. Der Tübinger Systematiker Eberhard Jüngel, profilierter Diskutant auf evangelischer Seite, hat soeben eine „theologische Studie in ökumenischer Absicht“ vorgelegt unter dem Titel „Das Evangelium von der Rechtfertigung des Gottlosen als Zentrum des christlichen Glaubens“ (Mohr/Siebeck 1998). Der Direktor des Instituts für Ökumenische Forschung an der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen, Bernd Jochen Hilberath, nimmt das Gespräch auf.

Verständigung unter Kollegen ist etwas anderes als Erklärungen der Kirchenleitungen. Theologische Dialoge sind freilich – Konsensökumene hin, Konsensökumene her – unentbehrlich, sollen zwischen Kirchenleitungen „ausgehandelt“ (XI; Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf Jüngels Buch) Papiere verantwortet werden können. Letztere dürfen

Kompromisse enthalten, aber nur auf der Basis einer kompromißlosen Theologie (vgl. XIII). Diese hat sich in der Auseinandersetzung um die Gemeinsame Erklärung besonders in Deutschland vehement zu Wort gemeldet und ist zu einem negativen Ergebnis gekommen: Die Erklärung beruhe „jedenfalls auf lutherischer Seite“